

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 282. Bromberg, den 6. Dezember 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

(28. Fortsetzung.

Frau Helene hatte ihr ganzes Leben lang immer nur Hilfe bekommen. Sie war absolut im unklaren, wie man es anstellen mußte, zu helfen.

„Sie sind lieb“, sagte Petra. Und dann lachte sie.

„Erzählen Sie mir“, bat Frau Helene. Und Petra erzählte zum drittenmal.

„In was Sie bloß immer alles hineingeraten“, sagte Frau Helene. „Na, und wie war der Käufer des Hauses? War es derselbe, der morgen mit herkommt?“

„Ja, denken Sie nur, er war es.“

Petra richtete sich mit strahlenden Augen im Be[illegible]f.

„Wilhelm Weyer war es“, erklärte sie. „Er kommt morgen her und er kauft das Haus für die Amtmännin als Sommervilla.“

„Sind Sie darüber so froh?“

„Über das mit dem Haus? Ja, darüber auch — natürlich“, antwortete Petra.

„Auch?“ sagte Frau Helene.

„Ach ja — über alles bin ich froh“, sagte Petra und wurde rot. „Und beim Schuar war ich. Und dann fuhren wir zusammen zum Amtmann. Und aus der Klage gegen Ola wird nichts. Ist das nicht alles herrlich?“

„Ja, ja. Und wir haben heute einen Brief von Per bekommen. Er läßt grüßen“, sagte Frau Helene. Petra wurde still.

„Jetzt aber gute Nacht. Morgen müssen Sie wieder ganz gut sein“, sagte Frau Helene und stand auf. „Liebes Kind“, sagte sie und nickte ihr von der Tür her noch einmal zu. „Sie müssen mir doch helfen, die jungen Herren unterhalten. Ich kann Sie morgen gar nicht entbehren.“

Das meinte Frau Helene aufrichtig. Und glaubte es. Aber das eine Mal, wo Krag Petersen im Pastorhaus gewesen war, waren Fräulein Felber und die Doktormädels aus dem Oberntal auch da und Krag Petersen hatte doch für niemand anders Augen gehabt als nur für Frau Helene. Frau Borting war nämlich Krag Petersens Genre — sie war, was er als grande dame zu bezeichnen pflegte. Außerdem war es sehr vorteilhaft, ein Haus wie das Pastorhaus zu haben, wenn man bloß auf die Bauern und den Amtmann angewiesen war. Und der Amtmann war ja nach Krag Petersens Meinung nicht eigentlich ein umgänglicher Mann. Das hatte er Frau Helene anvertraut. Petra sah ihr nach und lachte.

„Ja, natürlich. Ich helfe morgen“, sagte sie. Sie blies das Licht aus und muschelte sich gut ein. Es war kalt.

Aber zum erstenmal in ihrem Leben lag Petra Felber wach vor Gedanken, die sie nicht schlafen ließen.

Sie dachte an das, was sie getan hatte und was nicht richtig war — für sie. Und dachte, daß, wenn man es ungeschehen machen könnte, es auch wieder nicht richtig war — für andere. „Wenn doch Vater noch lebte“, war ihr letzter bewußter Gedanke.

Dann schlief sie ein. Und träumte, daß sie im bloßen Nachthemd durch die Stadt liefe, den Schloßberg hinauf und durch den Park. Hinter ihr her lief ein anderer, der sie um keinen Preis einholen durfte. Das war Per.

Und dann fiel sie von einer schwindelnden Höhe durch die Luft und ihr grauste.

Es war Nacht. Aber das Dorf schlief nicht fest. Denn es war Sonnabendabend.

*

Funkelnde Sonntagssonne auf glitzerndem Schnee. Dingdang von Kirchenglocken. Festgeschmückte Kirchgänger auf allen Wegen zur Kirche hin.

Hans stand mit dem Breitschlitten vor der Treppe, um Pastors zu fahren. Es war nicht um den Weg; denn es war kein Weg. Es war um die Honneurs.

Frau Helene ging nicht mit. Frau Helene ging überhaupt nicht mit, wenn sie dem Pastor anmerkte, daß eine Möglichkeit des Entkommens war.

„Die Singerei in der Kirche verdirbt mir die Laune für den ganzen Tag“, sagte Frau Helene.

Petra ging heut auch nicht mit. Sie kam herunter ohne Verband, mit einem rosa Pflasterstreifen q[illegible] über die Stirn, und sagte, sie wär' wieder ganz obenauf. Aber der Pastor meinte, es wäre das beste, sie ver[illegible]elte sich ruhig, „Sie können ja Briefe schreiben oder so“, sagte er, als er ging. Frau Helene lächelte ihm nach. Diplomat.

Schreiben. Himmel, sie hatte ja total vergessen, an Per zu schreiben. Aber sie hatte so gräßlich viel andres zu tun. Und heute war erst recht kein Gedanke dran. Doch vielleicht, jetzt vor Tisch noch schnell, dann war's abgemacht. Ja, am besten schnell, eh' die andern kamen. Sie holte sich Papier und Tinte ins Gartenzimmer, denn Frau Helene war auf ihr Zimmer gegangen. Aber die Feder war so greulich. Und nach „Lieber Per“ wurde es gleich so schwierig. Und dann kam Frau Helene und fragte, ob sie nicht ein bißchen nach den Äpfeln sehen könnte, die in die Torte gefüllt werden sollten.

„Ja, da wurde nichts weiter draus. „Lieber Per“ schwamm vergessen auf dem Gartenzimmertisch umher.

*

Dingdang, dingdang. Die Glocken riefen zur Sonntagspflicht. In Breitschlitten und Schmalschlitten und Kutschschlitten mit Wolfspelzen und Weibern in Schals und rosenroten und himmelblauen gestickten Kapotten hielten sie vor der langen Reihe von offenen Ställen am Kirchhof. Man spannte ab, band die Pferde und gab ihnen Futter. Und den Mittelgang der Kirche entlang stapften schwere Mannsstiefel und latschende Frauensocken daneben. Man räusperte sich und hustete und sprach gedämpft. Alle Laute kamen von den nackten, weißgetünchten Wänden wider.

Vor dem Hochaltar las der Pastor eintönig die Liturgie. Das Altarbild zeigte in gemalten Feldern Jesu Kreuzabnahme. Oben prangte in vergoldeten Lettern auf blauem Grund der heilige Name in hebräischen Buchstaben

— es sah aus wie große Interpunktionszeichen. Zwei große, nüchterne Tafeln unten im Kirchschiff erzählten weiß auf schwarz, welche Choräle gesungen werden sollten.

Auf jeder Bank saß wer, vorn am meisten, aber die allervordersten Bänke standen ganz leer. Keiner wollte sich vordrängeln.

Verspätete schlichen sich unsicher auf Zehenspitzen hinein und schlüpften in das Ende einer Bank.

Der Pastorstuhl stand heute leer.

Neben dem Amtmann saß ein junger brünetter Mann und guckte herüber. Dann und wann wandte er den Kopf und sah nach dem Ausgang hin. Aber der Pastorstuhl blieb leer.

Der Choral schleppte sich vorwärts. Nach jedem Vers anhaltendes Räuspern und Husten.

Der Pastor bestieg die Kanzel. Rückte die goldene Brille zurecht, blätterte in seinen Büchern, beugte sich über das eine, um besser zu sehen, faltete die Hände, sah über seine Gemeinde und dann zur Decke auf. Und begann. Unten wurde es still. Ein paar Weiber fingen schon im voraus an zu schluchzen. Aber dann begann das Räuspern wieder. Und je länger die Predigt dauerte, je mehr Geflüster und Gewisper gab es hier und dort. Die Kleinsten waren auch oft mit in der Kirche und der Pastor war langatmig.

Endlich. Des Pastors Hände kamen wieder zusammen. Es ging ein Seufzer der Erleichterung durch die Kirche. Der Amtmann und der junge Mann streckten sich und atmeten auf. Ihre Augen fanden sich. Anstandshalber hörte man noch einen Choralvers mit an. Dann stand es überall in den Bänken auf, zog sich langsam und ehrbar hinaus, ein paar sahen insgeheim nach der Uhr. Auf dem Tunesee war heut Traberrennen.

Taufpaten mit Freunden und Verwandten blieben in den vordersten Bänken zurück. Und einige Weiber, die sich Trost holen mußten für eine ganze Woche.

Ganz im innersten Winkel saß ein graues Umschlagtuch mit einer schwarzen gesteppten Kapotte und einem flachen weißen Gesicht drin. Es saß gebeugt, wie um sich zu ducken, während die Leute hinausgingen. Es blieb sitzen.

Amtmanns gingen nach dem Pastorhause. Früher hatte der Amtmann immer im Pastorhof ausgespannt, aber jetzt paßte das nicht recht länger. Der neue Pastor wußte nichts von dem alten Brauch, und ungebeten wollte der Amtmann es nicht tun. Der Amtmannsschlitten war also nach Hause gefahren und sollte die Herren heute abend im Pastorhofe wieder abholen.

Nur der Amtmann, der Assessor und der Gast. Die Jungfer war auch mit eingeladen, Pastors hatten gemerkt, daß es so Brauch war, aber die Jungfer hatte auch gemerkt, daß sie im Pastorhause heimatlos sein würde. Vielen Dank, aber sie erwarte heute Besuch von einer Nichte.

„Vielleicht sollten wir auf den Pastor warten“, sagte der Amtmann und blieb stehen. „Wir könnten ja —“

„Den Friedhof besehen“, schlug Weyer vor.

„Nicht durchzukommen“, sagte der Amtmann. „Hier wird im Winter zwischen den Gräbern nicht geschaufelt. Bloß bis Weihnachten, denn da legt man Kränze und Blumen auf die Gräber. Dort“, der Amtmann zeigte zu einem der Gräber hinüber — „haben wir vor ein paar Tagen meinen alten Freund Pastor Felber begraben. Ein seltener Mensch. Total unmöglich, wo es eignen Vorteil galt, aber scheute weder Mühe noch Opfer, wenn's andern zu helfen galt. Er war der Vertraute und Abgott des ganzen Kirchspiels, — aber alle machten sich darüber lustig, wie er mit seiner eigenen Habe verfuhr.“

„Also von dem hat sie's“, sagte Wilhelm Weyer und sah nach dem Grabe hinüber.

Der Amtmann hatte nichts gehört, er nickte eifrig einem zu, der auf einem langen und einem kurzen Bein vorbeihumpelte.

„Tag, Ollejens. Feines Wetter heut?“ sagte der Amtmann.

„Wo hat denn Herr Amtmann sein Pferd gelassen?“ antwortete der Ollejens und machte auf dem kurzen Bein halt.

Der Amtmann winkte. Er wollte die Frage mit dem Altknecht nicht erörtern. Und der Alte humpelte weiter. Unter dem schäbigen kurzen Winterrock hervor flatterten zwei schwarze Frackschöße.

„Gott bewahr' mich, hat der Mann nicht 'nen Frack angezogen, um zur Kirche zu gehen“, lachte Krag Petersen.

„Er zieht das beste und vielleicht einzige Kleidungsstück an, das er hat, um in das Gotteshaus zu gehen. Für den Alten ist das eine Feier“, sagte der Amtmann scharf. „Ich habe nie etwas Lächerliches darin finden können, daß Leute schlechte Kleider anhaben.“

Krag Petersen zuckte die Achseln und lächelte Weyer zu. Aber Weyer sah warm zum Amtmann hinüber. Die zwei waren aus derselben Welt, einer Welt, auf die der Streber Krag Petersen herabsah.

Sie gingen langsam, um nicht gar zu früh zu kommen, blieben beim Stall stehen und sahen über das Tal hin. Der Amtmann zeigte auf einzelne Gehöfte und erzählte davon. Etwas Rotes kam über den Hof geflattert, es machte beim Ollenjens halt und sagte ein paar Worte. Jetzt flog es direkt auf den Amtmann los.

„Guten Tag. Wo hast du denn dein Pferd gelassen? Ich hab' doch Pastors gesagt, daß du immer hier ausspannst.“ Es war freilich nicht Wilhelm Weyer, der im Pfarrhofe auszuspannen pflegte, aber zu ihm sagte Petra es — während sie Onkel Amtmanns Hand zum Guten Tag hielt.

„Willkommen im Pastorhause“, sagte Petra, als sie Wilhelm Weyer die Hand gab. Es durchflog sie warm, als er sie nahm, bis in die Augen hinauf. Mehr hatte sie nicht zu sagen.

„Ich freue mich so, Ihr — Heim zu sehen“, sagte Wilhelm Weyer. Die letzten Worte waren ernst. „Ihren Freund Jens haben wir bereits begrüßt. Aber was haben Sie sich getan?“

„Bloß 'n bißchen gestoßen. Da sind Pastors.“

Petra bekam ihre Stimme zurück und gab Krag Petersen die Hand. Der Pastorschlitten kam in vollem Trabe von der Kirche her. Der Pastor winkte nur mit der Hand heraus und sagte vorbei. Er wollte sich schnell vor Tisch noch umziehen.

Petra half ein bißchen in der Küche, während die Gäste Frau Helene begrüßten. Dann ging man zu Tisch. Frau Helene hatte ihr Goldbraunes an, das gut zu ihrem Haar und Teint stand. Sie saß zwischen dem Amtmann und Weyer und ließ sich Neues aus der musikalischen Welt berichten. Petra hatte Grag Petersen zu Tisch. Wilhelm Weyer saß ihr grade gegenüber und ihre Wangen brannten fieberhaft. Krag Petersen fand, es wär' doch was an ihr dran — jedenfalls war sie ganz helle. Er ließ sich herab, nett zu ihr zu sein.

Der Pastor hatte einen feinen Chateau Lafitte, von dem er heute ein paar Flaschen spendierte. Und Sherry zur Apfeltorte. Man kam in Stimmung.

Den Kaffee trank man im Gartenzimmer beim Flackern des Kaminfeuers. Petra schenkte ein und reichte herum. Frau Helene räumte Zeitschriften und Modejournale vom Tisch. Ein Papier segelte auf den Fußboden herab. Wilhelm Weyer hob es auf. Da stand „Lieber Per“ mit Petras Handschrift.

„Das — das ist gewiß Ihrs“, er gab es ihr mit einer steifen Verbeugung.

„Uff“, sagte Petra. Sie krullte es zusammen und warf es ins Feuer. Aber rot wurde sie dabei nicht.

Wilhelm Weyer sah sie durch den Rauch seiner Zigarre an. Frau Helene hatte ausnahmsweise erlaubt, im Gartenzimmer zu rauchen — Petra saß sehr still für ihre Verhältnisse und hörte zu, wie Frau Helene und Wilhelm Weyer über Musik sprachen. Über die und den an der Oper da und dort. Orte und Dinge, die sie nur vom Hörensagen kannte, die die beiden andern aber gesehen und gehört hatten. Frau Helene kannte die Größen sogar bisweilen persönlich.

Der Amtmann, der Pastor und Krag Petersen sprachen über kommunale Verhältnisse.

Petra fühlte sich furchtbar einsam. Sie sah zu Wilhelm Weyers lebhaftem Gesicht hinüber, das Frau Helene zugewandt war. Ab und zu guckte er verstohlen zu ihr hinüber. Dann sah sie weg. Einmal sah Frau Helene sich nach ihr um.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag aus dem Leben der Frau Po Lantai

Skizze von Sidi v. Förster-Streffleur.

Die große Glocke in Peking schlägt schon die neunte Stunde an. Frau Po Lantai, die rote Orchidee, erwacht aus tiefem Schlummer. Die geröteten Lider der schiefen Äuglein heben sich mühsam, und der feingemeißelte Kopf sinkt auf die Polsterrolle zurück, als sie ihn zu heben versucht. Den seidenen Vorhängen des Bettes entströmt ein betäubend süßer Duft, der ihre Sinne ganz gefangen nimmt. Doch mit dem Einatmen des Duftes kehrt auch die Erinnerung an den gestrigen Abend zurück. Hier, am Rande des Bettes, hatte Lantais Freundin, Prinzessin Yü, gesessen und der Dampf ihrer kleinen Opiumpfeife das Zimmer mit dichten, blauen Rauchwolken gefüllt. Ohnmächtig mußte die Freundin, die ihrer Leidenschaft hier unbeachtet frönen konnte, aus dem Zimmer getragen werden. Wie oft hat Lantai die Prinzessin gebeten, dieses Laster aufzugeben! Doch die Prinzessin Yü ist ihm schon zu tief verfallen. Lantai will ihre Freundin nicht verraten, zittert aber vor Angst, Prinz Yü oder ihr eigener Mann könnten die Prinzessin einmal bei ihr entdecken.

Mit der zurückgekehrten Erinnerung ist die Frau Po vollständig wach geworden und klatscht in die Hände, ihre Dienerinnen herbeizurufen. Heute wird das Geburtstagsfest ihrer Schwiegermutter im Yamen gefeiert, und sie muß geschmückt werden, ihrem Gebieter und den Gästen zu gefallen. Die kleine Lantai ist kaum sechzehn Jahre alt und fürchtet sich vor der strengen Mutter und vor Strafen. Indes sind einige Dienerinnen eingetreten und bringen den Frühstückstee in winzigem Porzellangeschirr. Und ehe Frau Po mit dem Frühstück fertig ist, steht auch schon Tsuiwo, die alte Ahma, vor ihrem Bett, mit allen Vorbereitungen für die große Toilette.

Lantai streckt einen ihrer winzigen Füße aus der Decke hervor. Lang und schmal kommt die große Zehe aus den feinen Leinenbinden des unförmigen, kleinen Klumpens zum Vorschein. Der schöne, mandelförmige Nagel erglänzt in tiefschwarzem Lack und hebt sich leuchtend von dem matten Gelb der vergoldeten Zehe ab. Die alte Ahma unterdrückt einen Ausruf der Bewunderung. „Herrin, wenigen Männern ist es vergönnt, auf eine „goldene Lilie" von so tadelloser Schönheit zu blicken. Seht nur das schöne Oval des Nagels!"

„Tsuiwo, glaubst du, der Herr liebt mich? Er ist so streng und befolgt alle harten Lehren seiner Mutter."

„Er muß es wohl tun, kleine Herrin. Doch im Grunde seines Herzens ist er milde. Glaubt es mir! Wäre er ein großer Mandarin, wenn er sein Haus nicht mit Strenge führte? Und ist er nicht gut, wenn er mit Euch allein ist?"

„Ach, wenn man uns doch öfter allein lassen wollte!" seufzt die kleine Frau Lantai aus tiefster Brust.

Tsuiwo reibt die verkrüppelten Glieder des Fußes mit kühlen, kräftigen Salben ein, und Lantai streckt sich voll Wohlbehagen in ihren seidenen Decken. Zwei Stunden dauert das frische Bandagieren der Füße. Doch endlich ist das Werk vollbracht, und Lantai darf aus dem Bett springen.

Inzwischen haben jugendliche Dienerinnen kostbare Kleider zur Auswahl gebracht, und nach langem Beraten wird eine schwere, dunkelblaue Seide, reich gestickt in rot und gold, für das Fest auserwählt. Die Dienerinnen klatschen beim Anblick ihrer schönen jungen Herrin vor Freude in die Hände. Sowie das Kleid von allen Seiten befestigt ist, nimmt Tsuiwo eine kleine, mit lauem Wasser gefüllte Porzellanschüssel und hält sie vor die junge Frau. Diese beginnt, mit den Bewegungen einer kleinen Katze, das Gesicht zu putzen.

Friseur und Barbier stehen schon lange vor der Tür und beginnen jetzt ihr Werk. Da gibt es kein noch so winziges Haar im Gesicht oder in den Nasenlöchern, das dem scharfen Messer des Barbiers nicht zum Opfer fiele. Dann kommt das Bürsten und Waschen der Kopfhaare mit einem klebrigen Pflanzensaft, bis diese alle Ähnlichkeit mit Frauenhaar verloren haben und einer glänzend schwarzen Lackarbeit gleichen. Lantais Herz schlägt höher bei dem Gedanken an die Freude ihres Mannes über den Anblick seiner schönen kleinen Frau.

„Werde ich ihm gefallen?" flüstert sie erregt.

„Der Herr wäre blind, geriete er nicht in Verzückung über Eure Schönheit", brummt die Alte unwirsch.

„Du Gute, dir kann ich es ja anvertrauen, wie innig ich ihn liebe und wie ich mich ohne Unterlaß nach ihm sehne. Doch ich weiß, es gibt auch andere Frauen für ihn." Ein kleiner Seufzer erstirbt auf ihren Lippen. „Wie hasse ich diese Tungwei, bei der er oft zu Besuch ist! — Oh, Tsuiwo, meine Wangen sind zu rot!" ruft Lantai, in einen anderen Ton fallend, denn die Dienerin hat während der Zeit die Schminke kunstvoll auf das Gesicht der Herrin aufgetragen.

Nun soll der Schmuck angelegt werden; doch ehe dies geschieht, pocht es an die Tür, und ein Diener meldet den Hausherrn. Ein Zittern geht durch Lantais Körper, und erwartungsvoll blickt sie ihrem ebenso geliebten wie gefürchteten Manne entgegen. Doch was ist das? Als Herr Po ins Zimmer tritt, erstirbt das freundliche Lächeln auf seinen Lippen. Ernst und streng blickt er umher und sagt kurz: „Du hast Opium geraucht."

„Nein!" Frau Po schreit es in Angst und bitterer Enttäuschung über die Begrüßung ihres Mannes. Doch was soll sie ihm sagen? Um keinen Preis will sie die Freundin preisgeben und steht zitternd vor dem Gebieter.

„Lüge nicht!" ruft dieser. „Kann Opiumrauch verheimlicht werden? Opiumrauchen und Lügen sind Gründe, eine Frau aus dem Hause zu weisen . . . Und wenn ich es nicht tue, so geschieht es nur, um unser Ansehen zu retten. Pfui über eine Frau, die solche Schande über ihren Mann bringt! Da hole ich mir lieber gleich eine andere Frau ins Haus. Jetzt soll Tungwei deinen Platz bei mir einnehmen."

Krachend fällt die Tür hinter ihm ins Schloß, und Lantai sinkt schluchzend auf ihr Bett. Tsuiwo ist auf ihre Herrin zugeeilt und nimmt sie zärtlich in die Arme. „Mein armes Kind, mein kleiner Engel, warum habt Ihr ihm denn nicht gesagt, wer Opium geraucht hat?"

„Niemals, Tsuiwo, niemals würde ich meine Freundin verraten."

Lantais Stimme erstickt in ihren Tränen, und die Ahma hat lange zu tun, die junge Frau wieder zu beruhigen. Nach langwieriger Arbeit ist auch die verdorbene große Toilette in allen Einzelheiten wiederhergestellt. Und wie der letzte Schmuck angelegt wird, ist es hohe Zeit, sich zum Fest zu begeben. —

Die Mutter des Mandarins sitzt auf einem erhöhten Sessel im Prunksaal, den Musikanten gegenüber. Diese sind zu Ehren der Feier auf drei Tage bestellt. Als Lantai, nun wieder in Schönheit strahlend, den Kotau vor ihrer Schwiegermutter macht, blickt diese hart und strafend auf die junge Frau herab. Ein heißes Weh erfüllt deren Herz. Also hat ihr Mann sie schon verklagt! Nun wird Tungwei ihren Platz bei ihm einnehmen. Was soll sie tun, um ihr Glück zu retten?

Jetzt tritt auch Prinzessin Yü in den Saal und verbeugt sich tief vor der ihr zulächelnden Mutter. Dann kommt die Prinzessin, wie alle vornehmen Damen von zwei Dienerinnen gestützt, auf ihre Freundin zu. Die Gestalt schwankt eigentümlich, und die Augen blicken traumhaft. Nach einem kurzen Gespräch mit den sie umgebenden Damen flüstert Prinzessin Yü plötzlich hastig: „Lantai hilf — ich weiß nicht, was mir geschieht!" Mit diesen Worten sinkt sie zu Boden. Gäste eilen herbei, und der Hausherr trägt mit Hilfe eines Dieners die Ohnmächtige aus dem Saal. Ein anwesender Arzt stellt eine Opiumvergiftung fest.

Der armen Lantai scheint das Geburtstagsfest endlos. Die Damen besprechen kritisch das Vorgefallene, und sie muß, trotz des tiefen Erbarmens mit ihrer Freundin, alles über sich ergehen lassen. Endlich geht aber auch dieser Tag seinem Ende entgegen, und die Gäste entfernen sich.

„Komm!" hört Lantai die Stimme ihres Mannes. „Wir wollen gehen." Zitternd folgt sie Herrn Po. Was wird nun geschehen? Wird er sie verlassen und zu Tungwei gehen? Sie will sprechen und bringt doch kein Wort über die Lippen. Schweigend folgt sie ihrem Manne durch alle Höfe. Dann treten sie zusammen in das Haus. Nun öffnet er die Tür ihres Zimmers und schickt die dort wartenden Dienerinnen hinaus. Plötzlich steht Lantai allein

vor ihrem Manne und blickt in Angst und Sehnsucht zu ihm empor.

„Lantai", beginnt er langsam, „hat Prinzessin Yü gestern abend bei dir Opium geraucht?" — Da kommt ein erlösendes „Ja!" von ihren Lippen.

„Warum hast du es mir heute morgen nicht gesagt?"

„Ich wollte meine Freundin nicht verraten."

Herr Po blickt bewegt auf seine dumme kleine Frau. Dann breitet er die Arme aus und in heiß erwachter Liebessehnsucht zieht er die Zitternde leidenschaftlich an sein Herz.

Der verschwundene Diamant.

Die Geschichte erzählt von einem König, der in einem Falle nicht nur kriminalistische Fähigkeiten, sondern auch ein gerüttelt Maß von Menschenkenntnis bewies. Dieser König war Alfons I. von Spanien.

Er besuchte eines Tages den Laden des reichsten Juweliers von Toledo, begleitet von zahlreichen Damen und Herren seines Hofstaates. Der Juwelier, geschmeichelt von der hohen Ehre dieses Königsbesuches, holte die herrlichsten Diamanten heran, die er in seinem Besitz hatte, und legte sie dem Monarchen vor.

Der König kaufte ein Diamantenhalsband von großer Schönheit und befahl, es in das Schloß zu schicken.

Kaum hatte er jedoch den Laden verlassen, als der Juwelier keuchend hinter ihm drein stürzte, sich tief verneigte und aufgeregt sagte: „Sire, soeben wurde einer meiner schönsten Diamanten gestohlen."

Der König befahl sofort seinen sämtlichen Begleitern, mit ihm in den Laden zurückzugehen. Dort ließ er einen tönernen, mit Wasser gefüllten Krug bringen und sprach zu seinem Hofstaat: „Man achte auf das, was ich jetzt tue! Und mache es mir genau nach!" — Dann tauchte er seine geschlossene Hand in den Krug und zog sie geöffnet wieder heraus.

Alle taten desgleichen. Am Schluß ließ der König das Wasser abschütten, und man fand auf dem Boden den großen glitzernden Stein liegen.

Auf diese Weise hatte der König nicht nur dem Juwelier sein Besitztum zurückgegeben, sondern hatte es auch verstanden, die Ehre jedes Einzelnen aus seinem Hofstaat zu retten.

Kurt Miethke.

Sprüche.

Von Heinrich Renck.

In diesem irdischen Jammertale
Reißen die Strümpfe und Ideale
Beständig. Stopfen schon jene sich schwer,
Wer stellte diese je wieder her?

*

Oh Mensch, bleib immer dir bewußt:
Begrenzt ist jede irdische Lust!
Es ist jedoch im kleinsten Zeh
Genügend Raum fürs größte Weh.



* **Die Kunst, ins Gefängnis zu kommen.** Ein reicher Franzose wurde kürzlich zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wegen eines Vergehens, das schonungslose Bestrafung vollauf rechtfertigt. Er hatte mit seinem Auto einen Mann umgefahren, schwer verletzt und war davongesaust, ohne sich um das Opfer seiner Leichtfertigkeit zu bemühen. Auch der tüchtigste Rechtsanwalt der französischen Hauptstadt konnte ihn vor der Freiheitsstrafe nicht bewahren. Er gab ihm lediglich den guten Rat, das Urteil anzufechten, ein Weg, der für den Rechtsanwalt die Möglichkeit einer weiteren einträglichen Beschäftigung und für den Verurteilten wenigstens die Verlängerung der Wartezeit vor dem Strafantritt bedeutete. Durch ein Versehen der Gefängnisverwaltung bekam der Mann, der beharrliche Gefängnisabstinenz üben wollte, doch eine Aufforderung zum unverzüglichen Antritt seiner Strafe. Er rechnete sich aus, daß er gegen Ende Januar wieder ein freier Mann sein würde, und erschien in der Strafanstalt, bereit zum Tausch seines Luxusheims gegen eine wesentlich einfachere Behausung. Jetzt aber wollte ihn die Gefängnisverwaltung nicht aufnehmen, da sein Prozeß infolge seines Einspruchs gegen das Urteil noch nicht abgeschlossen sei. Nun setzte der Mann alle Hebel in Bewegung, um doch ins Gefängnis zu kommen, und begründete das seinem Rechtsanwalt damit, daß er zum richtigen Geschäftsbeginn wieder losgelassen werden wolle und gleichzeitig die Kosten des bisherigen Verfahrens durch die zwangsweise Nichtbeteiligung an einem teuren Gesellschaftsleben in der geschäftlich obendrein unergiebigen Zeit einzubringen vermöchte. Der Rechtsanwalt, der durch seine Geschicklichkeit die Gefängnisstrafe nicht abzuwenden vermochte, hatte nun wenigstens Erfolg mit seinen Bemühungen, dem Verurteilten auch tatsächlich zur gewünschten Zeit zum Absitzen der Strafe zu verhelfen. Das Absitzen der Strafen zur Winterzeit ist auch bei anderen Verbrechern ein Vorgang, der als Glücksfall empfunden wird.

* **Die Polizei verschleppt Kraftwagen.** Stößt schon in europäischen Städten die Beantwortung der Frage „Wo parke ich meinen Kraftwagen?" auf Schwierigkeiten, so häufen sich diese in den Vereinigten Staaten in beängstigender Weise. Fast alle größeren Städte sind dazu übergegangen, das Parken über eine bestimmte Zeitspanne hinaus zu verbieten und die Schutzleute waren angewiesen, in jeden Wagen, der zu lange gestanden hatte, einen vorgedruckten Zettel hineinzuwerfen: „Wegen Überschreiten der zulässigen Parkdauer haben Sie innerhalb von drei Tagen bei der Polizeidirektion zwei Dollar einzuzahlen." Aber auch diese Maßregel nützte nicht viel. So sind einige Städte jetzt zu einer drastischeren Methode übergegangen. Stellt ein Schutzmann fest, daß an einer besonders verkehrsreichen Stelle ein Kraftwagen zu lange parkt, so ruft er das eigens zu diesem Behufe aufgestellte Abschleppkommando an, dieses kommt mit einem Schnellastwagen herbei und schleift das beanstandete Auto in irgend eine Unterstellhalle. Die bisherigen Erfahrungen haben gelehrt, daß die Maßregel sehr wirkungsvoll ist. Mancher Kraftwagenbesitzer, der sein Auto am Parkplatz nicht wiederfand, mußte drei oder vier Tage lang alle Garagen absuchen, bis er sein Vehikel vorfand und nach Entrichtung der Kosten mitnehmen durfte. Die Abschleppkommandos geben nämlich keine Auskunft über den Standort des Wagens, weil das langwierige Suchen ein Denkzettel für den Verkehrssünder sein soll. Ob sich diese drakonische Maßregel auch später bewähren wird, dürfte freilich zweifelhaft sein, denn für Gauner ist die Versuchung, das städtische Abschleppkommando zu spielen, beängstigend groß.

* **Das Eichhörnchen als Kirchenbesucher.** Die andächtige Gemeinde in der St. Mary-Kirche in Devon in England hatte kürzlich beim Gottesdienst ein Schauspiel, wie es nicht gerade häufig geboten wird. Die aufmerksam der Predigt Lauschenden bemerkten plötzlich ein rotbraunes Eichhörnchen, das irgendwie in die Kirche geraten war, sich unter die Kanzel niedersetzte und munter an einem Apfel zu knabbern begann. Man wollte es verscheuchen, aber mit einem flinken Satze war das Tierchen oben auf einem der Kirchenstühle, von wo es aufmerksam in die Runde sah. Natürlich beobachtete jetzt die ganze Gemeinde den seltenen Besucher. Ein Kirchendiener schlich sich vorsichtig näher, um das Eichhörnchen einzufangen, führte damit aber geradezu eine Katastrophe herbei. Denn das gewandte Tierchen sah den Verfolger rechtzeitig kommen und entzog sich der Gefangennahme durch einen geschickten Sprung, der es geradenwegs auf dem Kopfe eines Kirchenbesuchers landen ließ. Durch eine Reihe weiterer gewaltiger Sprünge von einem Kopf zum anderen durch die ganze Länge der Kirche gewann das Eichhörnchen glücklich den Ausgang. Die dabei entstandene Aufregung war begreiflicherweise nicht gering, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe der auf so seltsame Weise gestörte Gottesdienst fortgesetzt werden konnte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.